Weltwochenschau

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 31

PDF erstellt am: **01.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

August." Und nun, da es rasch zu dämmern begann, sah er, wie drüben beim Kurhause zwischen den Bäumen des Parkes und Gartens bunte Papierlaternen funkelten . . . Zischend flogen auch einige Raketen in den dunkelnden Himmel, knallten und streuten einen glühenden Sternenregen über das Tal. Bald darauf verließ Xaver Stube und Haus — nicht um sich unter die Leute zu mischen, die sich nun auf der Straße nach dem Kurhaus zu sammeln begannen. Er ging vielmehr zur Hintertüre hinaus und schlug den kleinen, schmalen Feldweg ein, der ihn, dem Knebelzaun entlang, in die Nähe des Kurhauses führte.

Immer noch läuteten die Dorfglocken; auch von ferne hörte man Glockenstimmen herübersummen, und prächtig loderte das Feuer durch die Nacht. Auf der Matte vor dem Kurhaus stand ein großer Holzstoß in hellen Flammen, und trotz dem Knattern und Knistern des Holzes war des Pfarrers Stimme deutlich vernehmbar; dessen Rede wohl schon bald zu Ende ging, als er sprach: „Und so sollte jeder seine Heimat lieben mit aller Kraft und nach den Worten des Dichters:

Ans Vaterland, ans teure, schließ' dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen.
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft;
Dort in der fremden Welt stehst du allein,
Ein schwankend Rohr, das jeder Sturm zerknickt.

Und ist es dann nicht wahr", fuhr der Pfarrer fort, „daß die, welche in der großen Welt ihr Glück suchen, unter diesem meist nichts anderes verstehen als Reichtum? Es gibt aber auch ein kleines, stilles Glück, und wer dessen sicher ist, sollte es nicht an das große unbekannte tauschen wollen. Ich selber bin einst weit in die Fremde gegangen; aber das Heimweh hat mich übermannt, und ich war selig, alle Glücksmöglichkeiten der Fremde wieder einzutauschen an ein bescheidenes, aber befriedigendes Wirken in meiner Heimat. Wer irgend bestehen kann, der sollte standhalten in seinem Vaterland und sich hier sein Glück zu schmieden suchen, in der lieben, schönen, freien Schweizerheimat. Sie lebe hoch, dreimal hoch, hundertmal hoch!"

Xaver hörte noch, wie die Stimmen der Zuhörer in das Hoch des Pfarrers einfielen, wie manche Bravo riefen und ein Händeklatschen begann, daß man hätte meinen können, es praßle auf einmal ein Regen hernieder. Aber noch loderte das Feuer hell auf und beim Kurhaus leuchteten noch immer die Lampions; nur die Glocken waren inzwischen verstummt. Doch nun griff Xaver auf einmal in seine Brusttasche, zog den Brief aus Amerika hervor, bückte sich nach einem Stein und preßte das Papier mit diesem fest zusammen; dann warf er den Ball mit einem mächtigen Schwung über den eisernen Zaun des Gartens, so daß die weiße Kugel in hohem Bogen mitten in das Feuer flog und dort, selber aufflammend, in den Flammen verschwand.

Als er dann, heimwärts gehend, vor dem Hause seine Frau und sein Töchterchen antraf, drückte er beiden liebevoll die Hand, als ob er von einer großen Reise zurückkäme. Was er am gleichen Tage dem Bekannten in Amerika zu berichten hatte, das war bald geschrieben: „Nein, mein Lieber, mit mir kannst du nicht rechnen. Ich bleibe hier in meiner lieben Heimat, und ich bin glücklich, daß ich zu diesem Entschluß gekommen bin."

Erst nach einigen Jahren aber, als sein Bauernhaus neu und stattlich dastand und er auch sonst sein Besitztum glücklich gemehrt hatte, erzählte er seinen Lieben von dem Brief aus Amerika, wobei er ihnen auch das Rätsel von der jungen Taube, die an jenem Abend des 1. August nach dem Glauben des Volkes zu St. Anna in das Feuer geflogen war, auf ganz natürliche Weise zu lösen wußte.

* * *

Weltwochenschau

Eidgenössische Vermögenszuwachssteuer?

Unsere welschen Eidgenossen haben seinerzeit die Weinsteuer zu Fall gebracht. Ganz gewiß bilden sie sich darauf allerhand ein. Sie haben's dem „Monsieur Büro" in Bern gezeigt! Und haben's auch andern, die nicht zahlen wollen, gezeigt, wie man's macht. Ein Organisationskomitee, das zentral erledigt, was zu erledigen ist. Kein Weinbauer verkehrt mit der Steuerbehörde . . . keiner! Wenn sie zugreifen wollen: Alle können sie doch nicht vor den Kadi schleppen. Und generell büßen geht auch nicht. Also werden sie's lassen. Und der Bund hat die Steuer fallen gelassen. Dafür sind die Weinbauern nun wieder gute Eidgenossen und weibeln dafür, daß der Bund, der geldbedürftige, seine Subventionen abbaue. Dann wird er ja auch weniger Geld brauchen.

Die Satire, die manchenorts über diesen Punkt angestimmt wurde, ist vielleicht berechtigt, vielleicht auch nicht. Denn die Weinbauern waren unter allen Landwirten stets am schlimmsten dran. Und es versteht sich, daß man nicht auf der einen Seite dem Weinbau mit eidgenössischen Geldern aufhilft und ihn auf der andern Seite wieder eidgenössisch schröpft, sonst kommt's auf einen Leerlauf hinaus.

Etwas anderes ist die Frage nach der grundsätzlichen Bedeutung von Steuern, die man von Subventionierten überhaupt erhebt. Oder: Von Kapitalbesitzern, deren Einkommen in so und so vielen Fällen aus Zinsen besteht, die der Staat bezahlt. Da gibt es eine ganze Anzahl von Leerläufen. Man behandelt jedes Geschäft rechnungsmäßig für sich: Im Zusammenhang betrachtet, heben sich tausende von „Geschäften" rechnungsmäßig auf. Bundessubventionen, welche die Bauernwirtschaften rentabler machen, werden zu direkten Quellen kantonaler Steuerkassen. Zinsen für SBB-Obligationen sind „Einkommen höherer Klasse" für den kantonalen und kommunalen Steuerzettel.

Wenn nun der Bundesrat eine „Vermögenszuwachssteuer" für alle landwirtschaftlichen, industriellen und gewerblichen Betriebe plant . . . um die Bundesfinanzen ins Gleichgewicht zu bringen . . . was schaut dabei eigentlich heraus? Das „schaffende Kapital" soll herangezogen werden, um . . . unter anderm . . . auch die Zinsen für das beim Bunde oder den SBB angelegte „Alt-Kapital" zu bezahlen. Die Bankiers und der Handels- und Industrieverein haben drei Stunden mit dem Bundesrat konferiert. Dabei wurde, wie üblich, zu beweisen versucht, daß die Steuer zu krassen Ungerechtigkeiten führe. Aber es wäre mehr zu beweisen als nur das! Der „Normalzustand" bei den SBB würde doch erreicht sein, wenn die Betriebseinnahmen zur Erfüllung des Zinsendienstes und zur Amortisation anstiegen. Und im Bundesbudget: Wenn . . . ja wenn? Aus der Wirtschaft muß es der Bund holen, nirgends sonst kann er's kriegen. Und das Grundsätzliche: Die Zinsenbelastung des Bundes müßte eigentlich den Maßstab bilden für die Leistungen des Kapitals; die Erhebung dieser Leistungen jedoch dürfte nicht zur Störung der Wirtschaft führen . . . Man fragt sich, ob in den Verhandlungen zwischen Bundesrat, Banken und Handel diesen Dingen wirklich in die Augen geschaut wird.

Abwartende Westmächte

Die Engländer schlagen Juden und Arabern vor, Palästina nach einem exakten Plane zu teilen; Galiläa, Samaria und das nördliche Philisterland, wie wir sie aus den biblischen Karten kennen, würden das Gebiet des Judenstaates sein, das Jordantal und Judäa blieben arabisch; in Jaffa hätten die Araber, und hart dabei, in Neu-Jaffa, dem sogenannten Tel Aviv, die Juden ihren Hafen, Jerusalem und Bethlehem blieben Völkerbundsmandatstädte. Um die beiden protestierenden Nationen zu beruhigen, wird der Plan dem Forum in Genf unterbreitet. Also hat der geschmähte Völ-

kerbund wieder einmal zu tun, und vielleicht richtet er mehr aus, als im Falle Spanien oder Abessinien.

Wenn ihm aber die Schlichtung nicht gelingt, bekommt Mussolini Gelegenheit, neuerdings zu spotten, wie er dies vor wenigen Tagen in seinem Leibblatt getan. Völkerbund? Wozu Völkerbund? Ganz Genf lacht, wenn einer behauptet, Liberia sei in diesem Bunde gleichen Rechtes wie England. Die Genfer Institution ist überhaupt nur dazu da, um die Fiktionen zu verewigen, in deren Bahrtuch Europa seit Versailles erstickt. Reparationen, interalliierte Schulden . . . alles erledigte „Tatsachen", von Versailles geschaffen! Aber es bestehen weitere Scheingrößen, die eines Tages erledigt sein werden. Die Fiktionen gehen so weit, daß sie Wirklichkeiten einfach totschweigen. Das italienische „Impero" wird als Luft behandelt. Franco, in Wahrheit eine „kriegführende Macht", soll mit aller Gewalt nicht als solche anerkannt werden.

Man könnte mit Mussolini rechten, wenn Rechten einen Sinn hätte. England weiß, daß auch die Nichtanerkennung des Impero als Tatsache, für Italien sogar als recht unangenehme Tatsache gewertet wird, und: Daß die Anerkennung Francos ein Gegenstand ist, den man unter Umständen sehr teuer auswerten kann. Mussolini weiß das auch. Sein Angriff, der übrigens mit einem wahren Trommelfeuer der gesamten italienischen und deutschen Presse gegen England und Frankreich zusammenfällt, will auch gar nicht logisch sein, er will nur einfach propagandistisch wirken.

England will jedoch keine weitern Konzessionen machen. Eden hat im Unterhaus gesagt, sein Vermittlungsplan sei als Ganzes anzunehmen oder abzulehnen. Die Anerkennung Francos hänge davon ab, ob er seine italienischen und deutschen Söldner entlasse. Rom und Berlin wollen die Anerkennung unter allen Umständen von der Freiwilligenfrage trennen. Darum die wütende Attake, die vor einigen Tagen so weit ging, daß von der Entsendung französischer Fremdenlegionäre nach Spanien die Rede war. Worauf nun die französische Regierung in Berlin energisch protestierte.

Man hat den Eindruck, England werde die Verhandlungen schleppen lassen. Und Frankreich, müde des bösen Spiels, werde seine Anstrengungen ebenfalls einstellen. Die Gefahr eines offenen Krieges ist geringer als vor einem Jahre. Auch die Gefahr eines Uebergreifens der Bürgerkriegsfronten von Spanien nach Frankreich. Das steht fest. Man kann also zuwarten und die teilweise Kontrolle, wie sie heute noch besteht oder auch nicht mehr besteht, als genügend ansehen. In der Tat ist der gegenwärtige Zustand Frankreich dienlicher als Italien. Die englisch-französischen Schiffe kontrollieren die Franco-Häfen. Die Küste der Valenciaregierung bleibt ohne Kontrolle. Was an der portugiesischen und französischen Landgrenze geht, man kann es sich denken! Der Wettlauf der Materialzufuhr dauert fort, zweifellos.

Die Verhandlungsmüdigkeit der Engländer hat andere Gründe als die französische. Seit die neuen britischen Flugzeugmutterschiffe im Mittelmeer kreuzen, hat sich die italienische Nervosität verdoppelt. Man kann sich fragen, ob der Duce noch einen Krieg wagen würde. Vor einem Jahr konnte er noch auf die Ungeschütztheit der großen britischen Schlachtschiffe gegen die Zwerg-U-Boote und die Flieger pochen und die ganze englische Aktivität lahmlegen. Heute nicht mehr. Die kreuzenden „Flugplätze", die mit allen Chicanen gegen aufprallende Bomben gesichert sind, bieten das wahre Fundament für Edens Ausspruch, „die Lage in Europa habe sich seit einem Jahr wesentlich gebessert". Man muß sich darum fragen, was wahr sei an den Gerüchten über die Aufstellung schwerer Geschütze auf der Landseite von Gibraltar. Franco hat dementiert, „es seien keine deutschen Batterien und keine deutschen Offiziere, die diese Batterien kommandierten". Also, vielleicht italienische? Im Unterhaus wurde einem Anfrager erklärt, die britischen Geschütze seien größer als die verdächtigen auf der spanischen Seite. Hoffentlich stimmt das!

Neben den besondern britischen und französischen Gründen, die Verhandlungen schleppen zu lassen, gibt es noch einen gemeinsamen. Ueberall wird der Ausgang der „Schlacht bei Brunete" abgewartet. Franco hat den Keil der „roten Truppen" von zwei Seiten angegriffen. Nach acht Tagen mörderischer Kämpfe haben die Republikaner auf jeden Fall bewiesen, daß sie nach Bewaffnung ebenbürtig, nach militärischer Schulung kaum mehr unterlegen, in der Kampfmoral aber mindestens auf der Höhe der fascistischen Armeen seien. Francos Plan ging dahin, den Keil am „Hals" abzuschnüren, westlich bei Villanueva del Pardillo, östlich bei Vilanueva del Castillo. Gerade an den beiden Gefahrpunkten haben aber die Regierungstruppen Boden gewonnen und südlich davon das meiste Gelände gehalten oder wiedergewonnen.

Vermag Franco diesmal nicht durchzudringen, so haben die Republikaner die Schlappe von Bilbao wieder ausgewetzt, ihre Aktien steigen international wieder. Siegt er, weiß Mussolini, daß er ihm getrost noch einige Legionen zur Beschleunigung des Sieges senden und sein Ziel, „fascistische Stellungen gegen England" vor Gibraltar zu beziehen, gefahrlos weiter verfolgen darf, umsomehr, als auch die Engländer Franco inniger umwerben würden. An den moralischen Folgen der Schlacht von Brunete hängt heute für Europa sehr viel.

Der Ausgang dieser Schlacht kann auch den Inhalt des Handelsvertrages zwischen Franco und Deutschland noch illusorischer machen, als er zu sein scheint: Bilbaos Eisen wird nicht gefördert, da 2 Drittel der Arbeiter flüchtig sind. —an—

Kleine Umschau

Jetzt sind wir wahrhaftig drinnen in der „Sauregurkenzeit". Politisch ist es zwar mehr eine „Zeitungsentenzeit", was aber das bürgerliche Dasein anbelangt, so scheint es fast, als wären auch die Zeitereignisse in die Ferien gegangen. In früheren Jahren tauchten um diese Zeit doch wenigstens Seeschlangen auf oder irgend ein Ungeheuer à la Loch Neß. Heutzutage aber scheinen diese überdimensionalen Ungeziefer selbst in der Hundstagszeit ausgestorben zu sein, und dieses Jahr ist nicht einmal der Tatzelwurm im Oberland aufgetaucht. Dafür aber wurde wieder einmal das fabelhafte Land Ophir, das Reich der sagenhaften Königin von Saba, der Freundin des Königs Salomo, aus welchem er auch sein Gold bezog, von einem ebenfalls nicht ganz historisch erprobten Grafen Byron zwar nicht entdeckt, aber doch wiedergefunden. Allerdings Gold in großen Massen fand auch der Graf nicht, dafür aber sandverwehte Spuren von Karawanenstraßen, die von Arabien nach Jerusalem geführt haben könnten und außerdem die Spuren mehrerer im Sand vergrabener Städte. Außerdem fand er auch noch eine Alabasterstatue, die vielleicht sogar die Statue der Königin von Saba höchstselbst sein könnte, die er als Beweis in Paris, London und New York auszustellen gedenkt. Ophir aber liegt, oder besser gesagt lag, wie der Graf sagt, irgendwo in Arabien, und wer es nicht glaubt, der gehe selber hin und überzeuge sich davon.

Irgendwo in der Nähe von Chikago aber wurde bei 45 Grad Celsius einem falliten Börsenmakler, von einem großen Chirurgen eine Geschwulst aus dem Gehirn herausoperiert. Und dabei mußte dem Manne auch jener Teil des Gehirns extrahiert werden, den die Wissenschaft als den „Sitz des Urteilsvermögens" bezeichnet. Anstatt aber nun sein geschäftliches Urteilsvermögen verloren zu haben, entwickelte der Pleite gegangene Börsenmakler nach der Operation eine geradezu verblüffende Geschäftstüchtigkeit. Er verdiente an einigen Transaktionen so viel Dollars, daß er alle seine alten Schulden bezahlen konnte. Daraufhin machte ein großer Konzern den Mann zu seinem Geschäftsträger und jetzt wo er wieder ins Volle hineingreifen konnte, verdiente er für den Konzern und so en passant auch für seine eigene Rechnung so viele Dollars, daß er heute, einige Wochen nach der Operation zu den Dollarmillionären gezählt